

## **Unter Antisemiten. Erzählung von Babette Fried.**

(in: Die Neuzeit. Wochenschrift für politische, religiöse und Cultur-Interessen, 43. Jahrgang, Ausgabe 45-51)

[Orthographie und Zeichensetzung des Originals wurden bei dieser Transkription übernommen.]

Ausgabe 45 vom 06.11.1903, S. 509f

### I.

Die Kinder verabschiedeten sich von der Mama und verließen das Zimmer, um ihren gewohnten Spaziergang zu machen. Die junge Frau blieb allein zurück. Sie setzte sich an ihren Arbeitstisch, um an einer kunstvollen Stickerei weiter zu arbeiten, in welcher Beschäftigung sie durch die Ankunft der Kinder unterbrochen worden war. Da vernahm sie bekannte Schritte, welche sich der Türe ihres Zimmers näherten. Rasch ergriff sie ein bereitgehaltenes weißes Tuch, deckte es über den Stickrahmen, nahm ein Buch in die Hand und begann eifrig zu lesen. Die Stickerei war eine Ueberraschung für den Gatten, der davon nichts eher erfahren sollte, bis er sie, sorgfältig ausstaffiert, an seinem Namenstage als Angebinde erhalten würde. So vertieft schonen sie in das Lesen des Buches zu sein, daß sie die Ankunft des Gatten nicht eher bemerkte, bis er sie ansprach.

„Ah, du bist es, Franz!“ rief sie verwundert aus. „Zu dieser ungewöhnlichen Stunde kommst du herauf? Ich vermutete dich im Komptoir.“

„Dort war ich auch bis jetzt, aber meine Erregung ließ mich nicht unten verbleiben. Zur Arbeit bin ich ohnehin unfähig geworden und da ließ ich alles im Stiche und ging zu dir, um ein wenig zu plaudern.“

„Schau, Franz, das ist klug von dir, daß du in meiner Gesellschaft einen geschäftlichen Verdruß vergessen willst. Setze dich her zu mir und erzähle. Doch hoffentlich nichts Ernstes, Franz? Du siehst wirklich sehr erregt aus.“

„Mein Verdruß hat keinen geschäftlichen Grund, liebes Kind, er ist rein privater Natur, und zwar stehst du seiner Ursache nicht ganz ferne.“

„Ich? Mein Gott, was habe ich denn verschuldet? Ich weiß von nichts!“

„Sieh', wie du erschrocken bist, Liebe,“ sagte der Bankier lächelnd. „Es ist ja nichts von besonderer Bedeutung. Die Kinder waren unten bei mir und da habe ich, und dies nicht zum erstenmale, aus ihrem Gespräche etwas entnommen, was mich sehr unangenehm berührte. Du gibst ihnen zu viel Zeitungen zu lesen, das taugt nicht für sie.“

„Also das ist des Pudels Kern? Lächerlich! Als ob sie noch kleine Kinder wären, wie du zu glauben beliebst. Ein 16jähriger Gymnasiast und eine 14 jährige „höhere Tochter“ können schon mitunter eine Zeitung lesen. Und ich habe deren immer in Vorrat, das weißt du ja und da läßt es sich nicht hindern, wenn sie die umherliegenden Blätter lesen. Ich wollte es auch nicht hindern, denn nichts bildet einen jungen Geist mehr und macht ihn fähiger, den Ansprüchen, die das Leben an ihn stellt, gerecht zu werden, als das Lesen von Journalen sowohl politischen als belletristischen Inhaltes. Ich, die einstige Lehrerin, muß ja das verstehen und sicher traust du mir die Fähigkeit zu, die Erziehung unserer Kinder in die richtigen Bahnen zu lenken.“

„Das alles ist ja ganz recht,“ antwortete der Gatte, „nur sind die Zeitschriften, welche die Kinder bei dir zu sehen und zu lesen bekommen, von einer Färbung, die mit meinen Ansichten und meiner politischen Richtung in diametralem Gegensatz steht. Ich gehöre, wie du weißt, der liberalen Partei an, mein Name ist an erster Stelle auf dem Wahlauftruf des freisinnigen Wahlkomitees verzeichnet und bei sind antisemitische Zeitungen zu finden, welche du meine Kinder lesen läßt.“

„Diese Blätter sagen mir zu – fahre nicht so wild auf!“ fügte sie begütigend hinzu, als sie die rasche Bewegung sah, die Franz bei diesen ihren Worten machte, „ich will nicht gesagt haben, deren Tendenz, sondern deren Schreibweise. Und schließlich erfährt man doch etwas Wahres daraus, was man von den andern nicht immer behaupten kann.“

„Und das wagst du mir zu sagen, mir?“

„Und warum nicht dir?“

„Hast du denn vergessen, wer ich bin?“

„Wie könnte ich das?“ sagte seine Frau Laura scherzend, indem sie den Arm um den Nacken des Gatten schlang und seine Stirne mit ihren vollen Lippen berührte. „Du bist Herr Franz Winter, Chef des Bankhauses „Christian Hagens Nachfolger,“ mein gestrenger Ehegemaal und Haustyran.“

Aber nicht wie sonst, wenn Winter seiner Frau einen Vorwurf machte oder ihr irgend einen Wunsch zu versagen genötigt war, vermochte Laura heute durch eine Liebkosung den Unmut ihres Gatten zu bannen. Heute verfiel ihre Zärtlichkeit dem viel älteren Manne gegenüber nicht. Er versuchte die volle, weiße, wie aus Marmor gemeißelte Hand, die noch immer auf seiner Schulter ruhte, abzuschütteln und selbst der Kuß, den sie ihm gegeben und welcher ihn sonst allen Groll vergessen ließ, wollte heute nicht wirken.

„Du weißt dennoch nicht, wer ich bin,“ entgegnete Winter „und wie ich mich meiner Abkunft gemäß gegen deine vielgepriesenen Antisemitenblätter zu verhalten habe; du scheinst ganz an meine Abkunft vergessen zu haben.“

„Was solls damit?“ sagte Laura in leichthin tändelndem Tone. „Heute bist du ein guter Christ. Was du einst warst, bevor ich dich kennen lernte, das ist mir ganz gleichgiltig.“

„Doch mir nicht. Es wäre auch charakterlos von mir, wenn ich es jemals vergäße. Ich bin ein geborener Jude und gegen das Volk, dem ich entstamme, richten sich die mit dem Gifte der Lüge und des Hasses getränkten Pfeile deiner Lieblingsblätter.“

Jetzt war es an Laura, eine gekränkte Miene aufzusetzen. Sie nahm das Buch, welches sie bei der Ankunft des Gatten weggelegt hatte, wieder in die Hand und begann eifrig darin zu lesen. Bankier Winter war aufgestanden.

„Ich mag dich nicht länger stören,“ sagte er kalt, „und behalte es mir auf ein anderes mal vor, mit dir über dieses Thema weiter zu verhandeln. Mit den Kindern werde ich vorderhand nichts in dieser Angelegenheit sprechen, ich mag deine Autorität nicht untergraben. Solltest du aber fortfahren, ihnen Haß und Verachtung gegen ihren Vater, dessen Abkunft ihnen unmöglich lange verborgen bleiben kann, einzuimpfen, so werde ich genötigt sein, sie in eine Umgebung zu bringen, wo sie, fern von dem antisemitischen Treiben, dessen Bewunderin du bist, dem Ziele zustreben werden, das ich, ihr Vater, ihnen vorgesteckt habe.“

Laura schien diese Worte nicht zu hören; sie war ins Lesen des französischen Romans vertieft, der ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Auch als sich Winter im Weggehen noch einmal umwendete, um seiner Frau zuzurufen: „Ich mache jetzt einen geschäftlichen Weg und komme zur Essenszeit zurück. Die Kinder brauchen heute nichts zu erfahren, hörst du?“ blickte sie von dem Buche nicht auf. Erst als Winter sich entfernt hatte und seine Schritte verhallt waren, erhob sie sich von ihrem Sitze und die Hand zur Faust geballt, welche sie in der Richtung zur Türe, durch welche sich Winter entfernt hatte, drohend schüttelte, rief sie im Tone des innersten Abscheus aus:

„Der Jude!“

## II.

Laura war die zweite Frau des Bankiers Franz Winter. Sie war in das Haus des reichen Witwers gekommen, um die Erziehung seiner Kinder zu leiten, nachdem deren Mutter in Meran einem mehrjährigen Lungenleiden erlegen war. Winter hatte seine erste Frau wahr und innig geliebt. Er war Kassier im Bankgeschäfte ihres Vaters gewesen. Dieser hätte zwar mit seiner einzigen Tochter, einem zarten, aber äußerst liebenswürdigen Mädchen, höher hinaus mögen, aber da er ihre Neigung zu seinem tüchtigen Beamten kannte, bot er ihm selber die Hand seiner Tochter an. Daß Winter Jude war, das bildete kein Hindernis bei dem freisinnigen Manne, der ebensowenig die Gebräuche der katholischen Kirche beobachtete, wie sein Kassier diejenigen der jüdischen Religion. Der notwendige Glaubenswechsel schien ihm in diesem Falle nur eine leere Form zu sein. Bei Winter war es aber anders. Am Glauben lag ihm wenig. Seit er seine Heimat verlassen hatte, verkehrte er vornehmlich in christlicher Gesellschaft, wobei nach und nach alles abbröckelte, was er bei der sorgfältig-religiösen Erziehung, die er in seinem Elternhause genossen, noch glaubte und hielt. Doch fiel für ihn schwer ins Gewicht, daß ihn dieser bedeutsame Schritt weit weg von allen diejenigen führte, an die er durch Verwandtschaft und Liebe gebunden war. Seine Eltern lebten zwar nicht mehr, doch seine Geschwister waren rechtgläubige Juden, welche den Verkehr mit einem Abtrünnigen gewiß aufgeben würden. Und das tat ihm sehr weh. Seine Brüder, welche das Geschäft des Vaters übernommen und zu nie geahnter Blüte gebracht hatten, liebte er zärtlich. Seine kleine Schwester, das Ebenbild der frühverstorbenen Mutter, hielt er als deren teures Vermächtnis hoch, und sie alle mußte er aufgeben, indem er seinen Glauben aufgab. Für einen Abtrünnigen war in seinem Elternhause kein Platz mehr, kaum daß er sich unterstehen dürfte, die Gräber seiner Eltern zu besuchen. Ein harter Kampf war in der Brust des jungen Mannes entstanden, doch die Liebe zur Tochter seines Chefs ging als Siegerin hervor. Eine Woche, nachdem Winter zum Christentum übergetreten war und in der Taufe den Namen Franz angenommen hatte, führte er die schöne Elfriede Hagen zum Traualtar.

Die Ehe der beiden war die glücklichste. Zwei Kinder, Egon und Else, gediehen zur Freude der Eltern. Die schwächliche Gesundheit der jungen Frau machte für diese einen Winteraufenthalt in Meran notwendig. Winter reiste alljährlich mit seiner geliebten Frau nach Meran, von wo sie im Frühling neugekräftigt zurückkehrte, um die Sommermonate in der Villa ihres Vaters zu verbringen. Doch nicht lange sollten sich die Gatten ihres Liebes- und Familienglückes erfreuen. Während eines Aufenthaltes in Meran raffte eine Lungenentzündung die junge Frau dahin. Selber ganz nie-

dergeschmettert von dem Verluste seines einzigen Kindes sah sich Hagen genötigt, sich des zweifelnden Mannes anzunehmen, und um ihn dem dumpfen Schmerze, der sich seiner bemächtigt hatte, zu entreißen, trat er mit ihm eine längere Reise an. Die verwaisten Kinder wurden der Obhut der alten Haushälterin überlassen, auf deren Treue und kluge Vorsorge man sich in jeder Hinsicht verlassen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgabe 46 vom 13.11.1903, S. 520f

(Fortsetzung.)

Unterwegs schloß sich den beiden Herren eine elsässische Familie an, welche aus Vater, Mutter und drei Kindern bestand. Eine Mittelstellung zwischen eigentlicher Dienerin und Angehörigen der Familie nahm ein junges Mädchen ein, die Erzieherin der Kinder. Herr Hagen wie sein Schwiegersohn hatten oft Gelegenheit, die seltenen Talente dieser Erzieherin sowie ihre pädagogischen Fähigkeiten zu bewundern, so daß sich ihnen der Wunsch aufdrängte, dieses junge Mädchen als Erzieherin der mutterlosen Waisen zu gewinnen. Sie hätten es aus Delikatesse nie unternommen, diesen Wunsch laut werden zu lassen, aber der Zufall kam ihnen zu Hilfe, da eines der Kinder sich bei einem Ausfluge durch wildes Gebahren verletzte, und die Vorwürfe, welche dessen Mutter gegen die Erzieherin erhob, so maßlos waren, daß diese, aus ihrer sonstigen Ruhe heraustretend, ihren Posten kündigte und auch dann ihre Kündigung nicht zurücknahm, als die Eltern ihr Abbitte leisteten. Da benützte Herr Hagen die günstige Gelegenheit und unter glänzenden Bedingungen wurde das Fräulein als Erzieherin der Winter'schen Kinder aufgenommen.

Es war ein rührend schönes Verhältnis, welches zwischen der Erzieherin und ihren Zöglingen entstanden war. Der alte Herr tat sich nicht wenig darauf zu Gute, bei dieser prächtigen Acquisition, wie er es nannte, mitgewirkt zu haben. Als er dann erkrankte und in der jungen Erzieherin seiner Enkelkinder eine aufmerksame und aufopfernde Pflegerin fand, bedachte er sie in seinem Testamente mit einem für ihre Verhältnisse sehr ansehnlichen Legate. Er starb in dem Bewußtsein, seine geliebten Enkelkinder seien den besten Händen anvertraut.

Winter hatte sich so sehr daran gewöhnt, die Sorge um die Kinder der praktischen, verlässlichen Erzieherin zu überlassen, daß ihn der Gedanke mit Sorge erfüllte, diese werde nunmehr, nachdem sie mit ihrem Legate eine für manchen begehrenswerte Partie geworden, sein Haus verlassen. Allein Laura blieb im Hause, auf sie schien die unerwartete Erbschaft gar keinen Eindruck gemacht zu haben.

Oder war sie nicht ganz so unerwartet, wie Winter annahm?

Nach dem Tode Hagens fühlte sich Winter sehr vereinsamt. Gesellschaften oder Vergnügungsorte mochte er während der ersten Trauerzeit nicht aufsuchen, was Wunder also, daß er sich mehr als zuvor seiner kleinen Familie widmete. Da fand er nun reichlich Gelegenheit, das zarte Band von Verständnis und Liebe, welches sie so trefflich um sich und seine mutterlosen Kinder zu schlingen verstand, zu beobachten, und ihm kam der naheliegende Gedanke daß er diese Perle von Erzieherin dadurch an sein Haus fesseln könnte, wenn er sie zur Mutter seiner Kinder machte, für die sie ohnehin eine mütterliche Zärtlichkeit und Sorgfalt an den Tag legte. Von da an begann er sie mit anderen Blicken als bisher zu betrachten.

Laura hätte kein kluges Weib sein müssen, um die Veränderung in dem Wesen ihres Herrn nicht bald zu bemerken und darnach ihr Benehmen einzurichten. Sie wurde zwar nicht entgegenkommender, im Gegenteile etwas zurückhaltender gegen Winter, aber durch ihr Mienenspiel, das sie ganz in ihrer Gewalt hatte, drückte sie aus, daß ihr der bedeutend ältere, aber noch immer stattliche Mann nicht gleichgiltig sei. Winter hingegen müßte kein Weltmann gewesen sein, wenn ihn nicht die Tatsache, daß ihm eine junge, schöne, geistig so begabte Dame ihre Neigung zuwende, mit Stolz und Freude erfüllt hätte.

So spann die Schlaue Faden um Faden, bis das Netz fertig war, in welches sie den Arglosen einfangen wollte. Schritt für Schritt näherte sie sich ihrem Ziele, Herrin des Winter'schen Hauses zu werden. Nun galt es noch einen letzten Streich zu wagen, um den noch immer säumigen Witwer zum Sprechen zu bringen.

Eines Tages erschien eine fein gekleidete, ältliche Dame im Komptoir des Bankiers und bat denselben um eine Unterredung in einer Privatangelegenheit. Sie erzählte ihm hierauf, sie halte sich mit ihrem Sohne, einem Fabriksbesitzer aus Böhmen, zur Zerstreung einige Wochen hier auf. Ihr Sohn habe eine Dame mit zwei Kindern in einer Theaterloge gesehen und er sei derart für sie eingenommen, daß er entschlossen sei, um ihre Hand zu werben. Da nun die Dame als Erzieherin bei den Winter'schen Kindern angestellt sei, so wolle sie als um das Wohl ihres Sohnes besorgte Mutter sich über den Charakter des Fräuleins bei deren Herrschaft erkundigen.

Winter erwiderte mit gepreßter Stimme, doch ohne Zögern:

„Wenn der Charakter des Fräuleins nicht ein vorzüglicher wäre, würde ich ihr die Erziehung meiner Kinder nicht anvertraut haben.“

„Ich bin glücklich, das zu hören,“ rief die Alte in freudiger Erregung aus, und indem sie sich mit einem Schwallen von Dankesworten entfernte, fügte sie bei, ihr Sohn werde bald Gelegenheit suchen, sich dem Fräulein vorstellen zu lassen.

Der Bankier blieb in nachdenklicher Stimmung zurück. Die wohlberechneten Worte der ehemaligen Kostfrau und jetzigen Vertrauten Lauras – denn das war die angeblich fremde Dame gewesen – waren auf fruchtbaren Boden gefallen. Winter war wohl nicht mehr jung, wie es der Fabriksbesitzer aus Böhmen sein mochte, aber dafür war er der Bankier Winter, den Laura ja achtete und hochschätzte. Von dieser Empfindung zur Liebe sei nur ein Schritt, dachte er, sich selber ermutigend, und er sei es seinen mütterlosen Kindern schuldig, ihnen ihre mütterliche Freundin zu erhalten, wenn dies doch auf keine andere Art geschehen könne, als daß er sich entschloße, selber um sie zu werben.

-----

In einem großen, behaglich eingerichteten Zimmer befanden sich abends die Winter'schen Kinder mit ihrer Erzieherin. Letztere hatte wohl ein aufgeschlagenes Buch vor sich, aber kaum, daß sie eine Seite davon ungestört lesen konnte, da sie immer von den Rufen der Kinder unterbrochen wurde. Da rief der lesende Egon: „Bitte, Fräulein, was stellt dieses Bild vor? Erklären Sie es mir!“ Laura legte ihr Buch weg und beugte sich zu dem Knaben nieder, um ihm mit freundlicher Miene die gewünschte Aufklärung zu geben. Kaum war das erledigt, so bat die kleine Elsa, die mit ihren noch ungelinken Händchen ein Puppenkostüm anfertigte: „Bitte schön, Fräulein, ist's so recht?“ oder: „Bitte, Fräulein, helfen Sie mir ein wenig, ich kann es durchaus nicht treffen,“ und

mit einer wahren Engelsgeduld nahm Laura die Arbeit des Kindes zur Hand, um die notwendige Ausbesserung vorzunehmen. Der Bankier, der während dessen eingetreten war und ein Zeitungsblatt zur Hand genommen hatte, sah diesen Vorgängen eine Weile lang zu, dann sagte er:

„Aber laßt das Fräulein doch ein wenig in Ruhe, Kinder, ihr belästigt sie ja immerwährend.“

„Dazu bin ich ja wohl da,“ meinte Laura mit dem ihr eigenen bescheidenen Lächeln, das ihr so gut zu Gesichte stand und ihrem Wesen einen bestrickenden Reiz verlieh.

„Sie sind sicher nicht dazu da, um von den Kindern gequält zu werden. Sie beschäftigen die Kinder auf eine angenehme oder nützliche Weise, aber dann müssen Sie auch in wenig Ruhe haben, Sie opfern sich geradezu auf.“

„Nicht doch, Herr Winter, es sind meine schönsten, glücklichsten Stunden, wenn ich bei meinen Lieblingen bin. An ihrem einen kindlichen Gemüte erfrischt sich das meine, wenn es im Sturme des Lebens zu ermatten droht. Gönnen Sie mir diese Stunde, Herr Winter.“

Als nach einiger Zeit die Kinder unter einem Vorwande von Winter entfernt worden waren, sagte dieser:

„Fräulein Laura, ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen. Heute war eine Dame bei mir, deren Sohn sich um Ihre Hand bewerben will.“

„Um meine Hand? Wie wäre das möglich?“ sagte Laura im Tone höchsten Erstaunens, „ich kenne ja keinen einzigen Mann genauer.“

„Das scheint, wie sich zeigt, auch gar nicht notwendig zu sein, Fräulein,“ erwiderte Winter mit einem gezwungenen Lächeln. „Besagter Herr hat Sie auch nur ein einzigesmal, und das in der Loge gesehen, und sich gleich sterblich in Sie verliebt.“

„Ah, ich weiß schon. Jüngst im Opernhause hatte ein junger Mann unablässig sein Glas nach der Richtung unserer Loge gewendet. Da ich annahm, daß diese Aufmerksamkeit den Insassen unserer Nachbarloge galt, achtete ich nicht weiter darauf.“

„Sie taten Unrecht, Fräulein, es ist dies ein ernster, sehr respektable Bewerber.“

„Das ist mir gleichgiltig, und wenn Sie die Dame nochmals sprechen sollten, so bitte ich, ihr zu sagen, daß sich ihr Sohn nicht mehr um mich kümmern möge, es wäre dies verlorene Liebesmüh', da ich nicht daran denke, mich jemals zu vermählen.“

Winter entgegnete: „Das haben Sie in einer Anwendung von übler Laune gesprochen, ohne die Tragweite dieses Wortes zu bedenken. Die Bestimmung des Weibes ist es nicht, allein und schutzlos durchs Leben zu gehen, sondern – um einen oft gebrauchten Vergleich anzustellen – sich an den starken Mann anzulehnen, wie der Epheu an die Eiche. So lange man jung ist, entbehrt man kaum das Familienleben, aber die Zeit wird kommen, wenn sie jetzt auch noch ferne liegt, wo Sie den Mangel von Liebe und Familienglück schwer empfinden werden.“

„Ich habe eine Familie,“ sagte Laura zögernd, „und wünsche mir keine andere, bessere.“

„Wie soll ich das verstehen, Fräulein?“

„O, Sie wollen mich nicht verstehen, Herr Winter. Sie wissen sehr wohl, daß ich Ihre Kleinen so liebe, als wären es meine eigenen Kinder, daß ich unglücklich wäre, von ihnen getrennt zu werden.“

Hatte Laura auch in ihrem Benehmen gegen den Bankier, und besonders in diesem Gespräche die raffinierteste Berechnung walten lassen, ihre letzte Aueßerung war entschieden wahr. Ihre Lie-

be zu den Winter'schen Kindern war eine innige, ungeheuchelte. Auch Franz Winter wußte die, darum sprach er, gleichsam entschuldigend:

„Ich hielt es für meine Pflicht, Sie mit den ernstesten Absichten des fremden jungen Mannes bekannt zu machen. Doch liegt mir nichts ferner, als meine Kinder freiwillig Ihrer bewährten Leitung zu entziehen. Im Gegenteile, es ist mein höchster Wunsch, Sie durch unlösbare Bande an mein Haus und meine Familie zu fesseln, doch darf mich dieses Bestreben nicht dazu verleiten, Ihrem Glücke im Wege zu stehen. Doch wollen wir für heute dieses Gespräch beenden, wir werden es vielleicht demnächst in ruhigerer Stimmung fortsetzen können.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgabe 47 vom 20.11.1903, S. 533f

(Fortsetzung.)

III.

Einige Tage später hatte Winter das Wort Lauras erhalten, seine, des Bankiers Gattin zu werden, und der Fremde kam nicht mehr zum Vorschein, was begreiflich schien, da die Zeitungen die Verlobungsnachricht enthalten hatten.

Eine bessere Stiefmutter hätte der Bankier für seine Kinder nicht finden können, und ihn selbst leitete sie an ihren Rosenketten so sanft und dabei so zielbewußt, daß sein Wille fast ganz in dem ihren aufging. Auch zu repräsentieren verstand sie wohl. Verwundert fragte sich Winter oft selber, ob dies denn die einstige bescheidene Lehrerin sei, welche sein Haus auf so großartigem Fuße einzurichten und zu leiten verstand, und er mußte sich zugestehen, daß sich die einfache Erzieherin sehr bald zur richtigen Salondame herangebildet habe. Es war dies nicht in seiner Absicht gelegen, als er die Lehrerin seiner Kinder zu seiner Gemahlin machte. Einer einfachen jüdischen Familie entstammend, hatte er bisher ein stilles, geräuschloses Familienleben über alles geschätzt und er hatte für diese Neigung bei seiner ersten Frau infolge ihrer steten Kränklichkeit kein Hindernis gefunden.

Anders Laura. Für alle Entbehrungen ihrer freudlosen Jugend wollte sie jetzt in der Ehe mit einem viel älteren, aber sehr reichen Mann Ersatz finden. Für alle Demütigungen und Zurücksetzungen, die sie währen ihrer Laufbahn als Erzieherin in fremden Häusern erfahren hatte, wollte sie sich jetzt dadurch schadlos halten, daß sie als gefeierte Salondame glänzte. Winter mußte daher oft genug, statt nach anstrengender Komptoirarbeit im Kreise seiner Familie auszuruhen, den Frack anziehen und mit seiner Frau in Gesellschaft fahren oder zu Hause Gesellschaft empfangen.

In der ersten Zeit ließ er seine junge Frau lächelnd gewähren, indem er annahm, daß dieses ungewohnte Treiben sie bald ermüden und sie sich wieder in die Stille des Familienlebens zurückziehen werde. Als sich nach längerer Zeit diese Annahme nicht bestätigte, wagte er erst leise Andeutungen, und als diese nichts fruchteten, ernste Vorstellungen. Jedoch die schlaue Frau stellte ihm die Notwendigkeit einer solchen Lebensweise vor, indem sie ihn an seine Pflichten gegen das Töchterchen erinnerte, für die der Boden vorbereitet werden müsse, auf welchem sie einmal in der Gesellschaft auftreten werde. Seine späteren Bedenken beseitigte sie mit der listigen Bemerkung: Wenn er sich nicht kräftig genug fühle, den gesellschaftlichen Vergnügungen, welche wirklich die

ungebrochene Kraft der Jugend beanspruchen, nachzukommen, so müßte sie sich freilich zurückziehen, was ihr aber sehr leid täte, nicht so ihretwegen, als um Elsas willen.

Winter wollte seiner blühenden jungen Frau gegenüber nicht alt erscheinen, darum blieb ihm nichts anderes übrig, als sich nach wie vor ihrem Einflusse zu unterwerfen. Der unangenehme Auftritt, mit dem diese Erzählung begann, war der erste seit ihrer mehrjährigen Ehe.

Mehrere Tage waren seit dieser bewegten Unterredung verstrichen. Sie schien vergessen zu sein. Laura war liebenswürdiger als je. Wollte sie ja von ihrem Gemahl die Erlaubnis erwirken, zur Stärkung ihrer Nerven ein fashionables Seebad zu besuchen. Aber schadlos halten wollte sie sich dafür, daß sie genötigt war, mit diesem Juden so zart umzugehen, ohne ihm ihre Meinung über ihn und seine Herkunft so gradaus sagen zu dürfen. Seine Kinder sollten regelrechte Antisemiten werden. Was sie aus Furcht vor Winter, der in dieser Hinsicht keinen Spaß verstand, nicht öffentlich tun konnte, das mußte hinter seinem Rücken an seinen Kindern vollzogen werden. Der Antisemitismus sollte ihnen ins Blut gepflanzt und eine Scheidewand sollte zwischen Vater und Kinder errichtet werden, an welcher alle seine liberalen Ideen, mit denen er prunkte, zerschellen sollten.

Eines Abends, zu einer ungewohnten Stunde, war Winter abermals in das Zimmer getreten, woselbst seine Frau mit den Kindern saß. Bei seinem Eintreten legte Laura das Zeitungsblatt, aus welchem sie eben vorgelesen hatte, aus der Hand. Nichts ahnend wollte der Bankier seiner Frau eben die Mitteilung machen, derentwegen er sie aufgesucht hatte, als er von Else unterbrochen wurde, welche ihm schluchzend um den Hals fiel und mit flehender Stimme sagte:

„Nicht wahr, Papa, es darf nicht mehr vorkommen, daß diese Mordbande unschuldige Christenkinder auffängt und abschlachtet!“

Franz Winter war leichenblaß geworden. Er zog das weinende Kind an sich und küßte es innig.

„Ich verstehe dich nicht, Elsa, sprich dich deutlicher aus!“

Er hatte sie jedoch nur zu gut verstanden und wollte nur Zeit gewinnen, um sich zu sammeln, und dem Kinde eine bestimmte, aufklärende Antwort erteilen zu können.

„Papa!“ antwortete die Kleine unter Tränen, „Mama hat uns aus der Zeitung vorgelesen, daß die Juden zu ihrem Gottesdienste Christenblut haben müssen und daher arme ahnungslose Christenkinder schlachten. Mir tun diese so leid, Papa, ach so leid, wenn dies nur schon einmal aufhörte!“

„Liebes Kind,“ entgegnete Winter, „dies kann niemals aufhören, weil es niemals geschehen ist.“

Egon fiel ihm ins Wort: „Aber der Hilsner hat es ja getan, er ist ja um dessentwillen verurteilt worden.“

„Ich will nicht als Verteidiger jenes Hilsner auftreten. Mögen es die Geschworenen, auf Grund deren Verdiktes er verurteilt wurde, mit Gott und ihrem Gewissen ausmachen. Ich kann es nicht entscheiden, ob er die Mordtaten begangen hat oder nicht. Keinesfalls waren es Ritualmorde, weil es eben keine solchen gibt, wie diejenigen, die das Gegenteil behaupten, ganz zu wissen, die nur ihre verruchte Verleumdung in die Welt hinausschreien, um zur Verdummung des Volkes beizutragen und zu Feindseligkeiten gegen einen friedlich dahinlebenden Volksstamm aufzureizen.“

Laura, welche stillschweigend, aber mit nervös zuckenden Lippen dagesessen war, konnte jetzt nicht mehr an sich halten und unterbrach bei diesen Worten ihren Gatten:

„Bitte, die Farben nicht so grell aufzutragen und dich in deiner Ausdrucksweise etwas zu mäßigen.“

Winter würdigte sie keiner Antwort und wendete sich wieder den Kindern zu.

„Beruhigt Euch, meine Lieben, weder euch, noch irgend einem Christenmenschen drohet von Juden eine Gefahr.“

„Doch!“ rief Egon aus, „wir Studenten werden überall von den Juden verdrängt, die immer die besseren Klassen zu erlangen vermögen.“

„Lernet so eifrig wie diese, schwärmet nicht herum, steuert wie die jüdische Jugend beharrlich auf euer Ziel los, dann werdet ihr die Konkurrenz derselben nicht zu fürchten brauchen! Jetzt geht, ich habe mit Mama zu sprechen.“

Die Kinder hatten sich entfernt.

Winter stellte sich seiner Frau gegenüber. „Nun, was hast du zu deiner Rechtfertigung zu sagen?“

„Daß ich den Kindern, die bald in die Welt eintreten werden, die Zeitereignisse in wahrhafter Weise erkläre; dies liegt in meinem Erziehungsplane.“

„So, in wahrhafter Weise, meinst du? Ich aber sage dir, du weißt gut, daß das, was du ihnen vorgelesen oder erzählt hast, eine Lüge ist. Eine so kluge Frau, wie du, ist schon längst zu der Erkenntnis gekommen, daß die jetzigen Juden hier zu Lande diejenigen Gesetze und Gebräuche, die ihnen nicht passen, einfach nicht halten, daß sie also umsoweniger ein Gebot befolgen würden, welches mit solchen Gefahren für sie verbunden wäre, wie Menschenraub und Mord. Und auch das weißt du so wie alle anderen Antisemiten und Ritualmord-Schnüffler ganz genau, daß sich die Juden in die Hand ihrer etwaigen Helfershelfer geben würden, die sie auf unbarmherzige Weise ausbeuten würden. Weiter wißt ihr gut, daß es im Interesse aller Juden gelegen wäre, denjenigen ausfindig zu machen, der ein solch fluchwürdiges Verbrechen beginge, da sie doch alle die Tat eines einzigen oder einiger weniger mitzubauen hätten. So weit geht doch die jüdische Solidarität nicht, daß alle freiwillig Haß und Verachtung der Völker, unter denen sie leben, auf sich laden würden, um etliche Schuldige der wohlverdienten Strafe zu entziehen. Ihr wißt auch sehr gut, daß die ersten Christen, sowie die Europäer in China noch in letzter Zeit, unter dieser lügenhaften Anschuldigung zu leiden hatten und grausamsten Verfolgungen ausgesetzt waren, und ihr schämt euch nicht, an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, das dem aufgeklärten 19. folgt, hier im zivilisierten Wien den Kreuzzug gegen die Juden zu predigen, unter dem Vorwande dieser erlogenen Anschuldigung? Hilsner ist es nach allem nicht wert, daß man ihn verteidigt, denn auf ihn paßt das Sprichwort: Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist! Sein Verkehr waren immer verkommene, herumlungernde Individuen, welche ihm die Kartenspiele die bei seinen Glaubensgenossen erbettelten Beträge abnahmen, und Mädchen, welche um eines kleinen Geschenkes willen ihm schön taten und sich seine plumpen Liebenswürdigkeiten gefallen ließen, um sich hinterrücks über den „Juden“ lustig zu machen. Uebrigens soll letzteres in höheren sogenannten gebildeten Kreisen auch schon vorgekommen sein.“

„Franz, ich verbiete mir derlei Anspielungen!“

„Beziehst du sie denn auf dich und mich? Welcher Unsinn! Du hast mich ja niemals als Juden gekannt und nicht als solchen geheiratet. Also bitte, laß mich ausreden. Also, Hilsner ist keiner

Verteidigung wert. Aber ein Ritualmörder ist er nicht. Aus eigenem Antriebe schon darum nicht, weil kein Fünkchen von Religiosität in ihm glomm, nachdem es bewiesen ist, daß er den heiligsten Tag der Judenheit, den Versöhnungstag, nicht feierte. Im Auftrage anderer konnte er es nicht getan haben, da er bei der Verhandlung ohne weiteres seine Anstifter verraten hätte. Dazu gehörte der ganze Mut eines Märtyrers, sich zweimal zum Tode verurteilen zu lassen, indessen diejenigen in Ehre und Wohlstand lebten, die ihn zu der Tat, wegen welcher er litt und eines schimpflichen Todes sterben sollte, verleiteten. Und nach einem Märtyrer sah Hilsner nicht aus, das muß du zugeben. Und daß er nicht etwa lebensmüde war und daß er den Tod wirklich fürchtete, beweist der Umstand, daß, als er ihn irrümlicher Weise nahe glaubte, er zwei Mithelfer nannte, bloß um sich zu retten, welche aber glücklicher Weise ihre Unschuld nachwiesen. Hätte der Unglückliche, von Todesfurcht gepeinigt, nicht gleich anstatt fingierter Helfer die wirklichen genannt, wenn es eben solche gäbe? Dieser eine Umstand wirft euere Theorien über den Haufen, und müßte unbefangenen Menschen von der Haltlosigkeit der ganzen Anklage überzeugen. Was sagst du dazu, Laura?“

„Ja, ja, du hast Recht, wie immer.“

„Das sagst du in einem Tone, aus dem nicht innere Ueberzeugung spricht. Und dir soll ich die Erziehung meiner Kinder ferner anvertrauen? Unmöglich! Die Kinder kommen fort.“

Laura ward kreidebleich. Sie liebte die Kinder wie ihre eigenen, sie konnte den Gedanken nicht ertragen, von ihnen getrennt zu werden.

„Was soll mit den Kindern geschehen, Franz?“

„Das ist meine, ihres Vaters Sache.“

„Bedenke, daß ich nur um der Kinder wegen dein Weib geworden bin.“

„Du wärest es geworden auch ohne sie, ich kenne dich gut,“ sagte Winter mit beißender Ironie.

„Franz, ich habe dich für einen guten Christen gehalten.“

„Ich dich auch. Aber eine gute Christin handelt nicht wie du es tatest. Eine Christin, ich meine eine solche, die nach den Lehren Christi lebt, säet keinen unbegründeten Haß in die zarte Seele eines Kindes, einen Haß, der es unwürdig macht, dem Rufe seines Erlösers zu folgen: Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich.“

Während der Rede Winters hatte sich Laura etwas von ihrer Bestürzung erholt und zu einer Entgegnung aufgerafft.

„Du wirfst mit neutestamentarischen Zitaten umher und spielst dich gleichzeitig als Verteidiger des Judentums aus. Wie soll ich das verstehen?“

„Gar nicht, meine Liebe!“ sagte Winter ironisch. „Du hast mich niemals verstanden, brauchst es auch jetzt nicht zu tun. Wenn du die gänzlich unparteiische, nur einfach logische und vom gesunden Menschenverstand diktierte Richtigstellung von albernen Behauptungen eines Verteidigung des Judentums nennst, kann mir das vollständig gleichgiltig sein. Die Kinder aber entziehe ich deinem, auf ihre Rechtsbegriffe schädlich einwirkenden Einflusse.“

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung.)

IV.

In einer reizend gelegenen kleinen Stadt Südböhmens, woselbst auch eine jüdische Gemeinde war, lebte eine Dame im Alter von etwa 35 Jahren, welche man allgemein Tante nannte, ohne daß sie daselbst einen einzigen Blutsverwandten besaß. Sie hatte ein nettes Häuschen mit einem schmucken Vorgarten angekauft und wohnte daselbst mit ihrer alten Magd recht behaglich. Ihre Beschäftigung bestand in Wohltun. Dürftige speisen und bekleiden, Kranke erquicken, armen, jungen Mädchen den für ihr Fortkommen nötigen Unterricht in allerlei weiblichen Arbeiten zu erteilen, das war ihre größte Freude und wenn die von ihr reichlich Bedachten sie mit Worten des Dankes „gnädiges Fräulein,“ oder diejenigen, die sie für verheiratet hielten, „gnädige Frau“ ansprachen, so antwortete sie gewöhnlich:

„Gnädig ist Gott allein, der mir die Mittel verliehen hat, meinem Herzensbedürfnisse, ändern zu helfen, nachkommen zu können. Ich aber bin bloß eine einfache Person, die alle Menschen ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität als ihre Verwandten betrachtet. Nennt mich daher einfach Tante Amalia, das ist mir die liebste Benennung.“

So hieß Fräulein Winter nicht für diejenigen „Tante Amalia,“ welche sie nach Kräften unterstützte, sondern auch für andere unbeteiligte. Unter ersteren waren es besonders die Kinder, die sich ihrer Gunst zu erfreuen hatten. Im traulichen Verkehre mit Kindern suchte sie sich dafür schadlos zu halten, daß ihr selber Familienglück versagt blieb, fand ihre Sehnsucht nach Liebe Erfüllung.

Doch nicht immer brachten die Werke der Nächstenliebe dem alternden Mädchen volle Befriedigung. Es kamen oft Stunden, wo sie von tiefer Melancholie befallen wurde, wo sie im stillen weinte und eine Erinnerung loszuwerden suchte, die sich ihr immer wieder mit Macht aufdrängte. In solchen Momenten tauchte die Gestalt eines schönen und stattlichen, dabei so gütig lächelnden Mannes in ihr auf, der sie als kleines Mädchen in seine Arme nahm, sie auf die Stirne küßte und sagte: „Tröste dich, mein kleines Schwesterchen, du sollst nicht verwaist dastehen. Ich will dir Vater und Mutter ersetzen, die uns so bald verlassen haben.“ Dann aber war ein Tag gekommen, wo auch er sie verlassen hatte, verlassen auf eine traurigere Weise als es die Eltern getan. Die Eltern lebten noch immerfort in ihrem Andenken, während sie die Erinnerung an ihn mit allen Wurzeln aus ihrem Herzen reißen mußte, wenn sie nicht wollte, daß bitterer Groll in ihr aufsteige.

Wieder einmal saß Tante Amalia in ihrem kleinen anmutigen Zimmerchen mit einer leichten Handarbeit beschäftigt. Durch das mit blütenweißen Spitzengardinen halbverhüllte Fenster wehte der Wind die lieblichen Düfte hinein, welche die zierlichen Blumenbeete des Vorgärtchens spendeten. Sie ließ die Hände in die Schoß sinken und schloß wie im Halbschlummer die Augen. Doch waren es keine angenehmen Vorstellungen oder Träume, welche die einsame Frau umgaukelten. Seufzer entflohen den halbgeöffneten Lippen.

„Soll denn mein Leben immer so einsam, so gehaltleer dahinschleichen wie bisher? Soll mein liebesbedürftiges Herz darum schmachten und unbefriedigt bleiben, weil der eine große Schmerz mich getroffen hat? Doch wie könnte ich jemals einem Manne Vertrauen entgegen bringen, wenn der ein Verräter geworden ist, den ich von Kindheit an als Herrlichsten von allen betrachtete? Und ohne Vertrauen keine Liebe; ohne Liebe keinen Segen. Lieber einsam wie bisher mein Leben hin-

bringen, als dasselbe in unwürdige Fesseln schlagen lassen und unter der Last der Lüge, die ich sprechen und anhören müßte, zu erliegen.

In diesem Ideengange wurde Amalia durch kräftiges Pochen an die Türe unterbrochen.

Auf ihr „Herein“ öffnete sich die Türe und derjenige trat ein, der soeben noch ihre Gedanken beschäftigt hatte, Bruder und Schwester standen sich gegenüber.

Durch Amalias ganzen Körper ging ein Beben und sie blickte starr auf Franz Winter, der ihr wie bittend, ohne ein Wort sprechen zu können, die Hand entgegenstreckte, welche sie indes nicht annahm.

Franz war der erste, der sich sammelte und die unheimliche Stille unterbrach.

„Du hast mich nicht erwartet, Malchen, daher dein Erstaunen. Nun aber wirst du mich hoffentlich in deinem Heim willkommen heißen.“

Statt aller Antwort stellte Amalia einen Sessel zurecht und machte eine Handbewegung, die ihren Besucher zum Niedersetzen einladen sollte.

Franz legte Hut und Ueberzieher ab, stellte seinen Stock in eine Ecke, so als befände er sich zuhause und rückte den ihm angebotenen Stuhl in die Nähe des offenen Fensters, gegenüber dem Schaukelstuhl, auf dem seine Schwester zu sitzen pflegte.

„Komm, Schwesterchen, hieher, setze dich neben mich, wie du es tatest, als wir einträchtig im Elternhause lebten und vergiß, was unterdessen geschehen ist.“

„Vergessen, ja wenn ich vergessen könnte,“ sagte Amalia leise.

„Ja ihr, die ihr da draußen auf dem Lande im ewigen Einerlei euer Tage hinbringt, ihr haltet an jeder Erinnerung so fest, als wenn euer Leben damit verknüpft wäre, euer Existenz davon abhängen.“

„Das Leben selbst nicht, Bruder! Du siehst ja, daß ich trotzdem am Leben geblieben bin. Aber meine Lebensfreude hat dein Verrat an unserem Glauben getrübt, ja ich kann sagen, mein Lebensglück vernichtet.“

„Warum denn, liebe Schwester? Bist du denn die Hüterin deines Bruders? Bist du für meine, des um so viel Aelteren, Handlungsweise verantwortlich? Ob es Recht oder Unrecht war, was ich getan habe, das getraue ich mich noch heute nach so vielen Jahren nicht zu entscheiden, jedenfalls aber muß ich es mit meinem eigenen Gewissen ausmachen. Du bist schuldlos an allem.“

„Vielleicht nicht völlig! Ich kann mir den Vorwurf nicht ersparen, in dieser Sache so leichtsinnig, weil untätig gewesen zu sein. Damals, als es noch Zeit war, als das Gerücht von deinem beabsichtigten Glaubenswechsel zu uns drang, hielt ich es anfangs für eine bössartige Erfindung und lachte dessen. Wie hätte ich glauben können, daß dies auf Wahrheit beruhte! Ich hätte statt zu lachen, zu dir eilen und dich auf den Knien bitten sollen, dein Vorhaben aufzugeben, das Andenken unserer frommen Eltern im Grabe nicht zu schänden. Dies ist eine Unterlassungssünde, die ich mir niemals vergeben kann.“

„Wenn dieser Vorwurf dein Gewissen drückt, meine teure Schwester, so kann ich dich entlasten durch die Versicherung, daß alle deine Bitten und Tränen umsonst gewesen wären; denn nur durch den Eintritt in die katholische Kirche konnte ich Herz und Hand meiner geliebten Elfriede erringen und da hätte mich nichts von meinem Vorhaben abzubringen vermocht.“

„Armer Bruder! So wurdest du das Opfer einer Sirene?“

„Dein Vorurteil macht dich ungerecht, Malchen. Elfriede war ein engelgleiches Geschöpf, die nicht daran dachte und es in ihren Verhältnissen auch nicht notwendig hatte, auf Männerfang auszugehen. Das Opfer einer Sirene bin ich aber trotzdem geworden. Meine zweite Frau hat mich mit beispielloser Heuchelei in ihr Garn gelockt.“

„O, es gibt eine göttliche Gerechtigkeit!“ rief Amalia aus.

„Was bedeuten diese schadenfrohen Worte? So hast du dich verändert, so verhärtet ist dein Herz geworden? Das also ist aus meinem sanften, guten Malchen geworden, daß sie sich des Unglückes ihres eigenen Bruders freut. Jetzt habe ich nichts mehr hier zu tun. Ich bin mit einer Bitte hiehergekommen, auf deren Erfüllung ich nicht mehr zählen kann und kann gehen.“

Wie elektrisiert sprang Amalia von ihrem Sitze auf. „Verzeihe mir, Bruder,“ sagte sie und sprich deine Bitte aus. Ich habe niemandem noch die Erfüllung einer solchen verweigert, wenn es in meiner Macht stand, wie sollte ich meinen ältesten Bruder ungehört von mir lassen?“

„Daran erkenne ich meine Schwester wieder. Also höre: Obwohl seit Jahren jeder Verkehr zwischen uns aufgehört hat, wird es dir doch nicht unbekannt sein, daß ich zwei hoffnungsvolle Kinder habe. Ich möchte nun diese dem Einflusse ihrer Stiefmutter entziehen. Mit Egon ist es ein leichtes. Ich habe ihm einen ältern Studenten als Erzieher aufgenommen. Aerger ist es mit dem Mädchen. Wohin mit Elsa?“

„So böse ist diese Stiefmutter? Arme Kinder!“ sagte Amalia, indem Tränen in ihre Augen traten.

„Du hast mich falsch verstanden, Schwester! Als Stiefmutter wäre an ihr nichts auszusetzen. Das einzige Wahre an diesem Weibe ist ihre Liebe zu meinen Kindern. Aber ihre Erziehungsart gefällt mir nicht. Ich möchte meine Kinder in andere Bahnen lenken als in die von ihr eingeschlagenen. Dabei kannst du mir behilflich sein.“

„Ich, die unbedeutende alte Jungfer? Deine Gattin ist eine, wie ich hörte, sehr gebildete Frau, war früher Lehrerin, diese ist wohl geeigneter zur Erzieherin eines jungen Mädchens. Was kann ich dir dabei raten?“

„Nicht nur raten, helfen sollst du mir, du gute Seele! Nimm das Kind zu dir, erziehe es so, als wenn es dein eigenes wäre.“

„Das Mädchen ist doch“ – warf Amalia zögernd ein.

„Das Mädchen ist Christin, ganz richtig, aber was schadet dies?“

„Unmöglich, Bruder, unmöglich!“ rief Amalia aus.

„Warum unmöglich? Denkst du daran, als das Nachbarhäuschen abbrannte, wie unsere Eltern das kleine Mädchen der armen Abbrändler zu sich ins Haus nahmen, das ganz verlassen dageblieben wäre, während dessen Eltern in die weite Welt gingen, um sich die Mittel zum Wiederaufbau ihres Häuschens zu verschaffen? Damals fragte unsere Mutter nicht darnach, welcher Konfession das Kind angehörte, und du wolltest engherziger handeln, wo es sich nicht um ein fremdes Kind, sondern um das deines Bruders handelt?“

„Einem fremden Kinde gegenüber wäre auch ich zu einer Handlungsweise, wie die unserer guten Mutter, fähig. Anders aber verhält es sich mit deinem Kinde. Dem wollte ich eine Mutter sein, wollte es wie mein eigenes ans Herz nehmen, erziehen und lehren. Wie könnte dies aber geschehen, wenn wir verschiedenen Glaubensgenossenschaften angehören?“

„Wie du diesen verwickelten Fall lösen wirst, das überlasse ich deinem weiblich zarten Taktgefühl, das gewiß das richtige wählen wird.“

Nach einigen Minuten des Nachdenkens sagte Amalia:

„Du sollst dich in mir nicht getäuscht haben, lieber Bruder! Ich weiß ein Mittel, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Bei mir lebt die heute schon alte Magd Anka, welche lange Zeit unsern Eltern treue Dienste leistete. Mit der ihr eigenen Gewissenhaftigkeit leitet sie meinen kleinen Haushalt auf streng jüdisch-religiösem Fuße, so wie sie es von unserer frommen Mutter erlernt hatte. Sie würde sich nicht die kleinste Ungenauigkeit gestatten. Aber für ihre Person ist sie eine strenggläubige Katholikin, versäumt keinen Sonntag die Messe, hält die vorgeschriebenen Fasten und alle Gebote und Gebräuche der katholischen Kirche. Deine Tochter wird den Platz eines Kindes in meinem Herzen einnehmen, aber die Ueberwachung der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten wird der alten Anka obliegen und um den Religionsunterricht werde ich den würdigen alten Pfarrer bitten. Daß der sie zu keiner Antisemitin heranbildet, dafür kann ich mich verbürgen.“

Freudig bewegt umarmte Franz Winter seine Schwester. Nachdem die beiden noch alles betreffs der weiteren Ausbildung des jungen Mädchens besprochen hatten, verabschiedete sich der Bankier, um die Rückreise nach Wien anzutreten und versprach, im Laufe der nächsten Wochen mit Elsa wieder zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgabe 49 vom 04.12.1903, S. 557f

(Fortsetzung.)

V.

Im Dreher'schen Etablissement auf der „Landstraße“, im dritten Bezirke Wiens, ging es lebhaft zu. Wagen um Wagen fuhren vor, denen Damen, junge und alte, schöne und häßliche, entstiegen. Die „Elektrische“, die in der Nähe eine Station hatte, brachte gleichfalls eine erhebliche Anzahl von Angehörigen des schönen Geschlechtes, und auch zu Fuße kamen sie herangezogen, alle dem großen Saale zustrebend, wo eine allgemeine Frauenversammlung abgehalten werden sollte, deren Einberufer niemand geringerer war, als der vergötterte, derzeit allmächtige Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Wie stolz sie auftraten, diese Damen, den verschiedensten Gesellschaftskreisen angehörig, und heute so seltsam vereint! Da war kein Unterschied des Standes und Vermögens zu bemerken, selbst die sonst so tiefgreifende Unterscheidung durch die Toilette kam heute nicht sonderlich in Betracht. Heute waren sie alle Schwestern, welche im gewöhnlichen Leben durch eine schier unüberbrückbare Kluft getrennt waren, waren eins in dem einen Gefühle, – dem Haß gegen die Juden. Heute wollte ihnen der große Einberufer der Versammlung die Anleitung geben, wie sich vor dem gemeinsamen Feind zu schützen, der sich von dem Raube an ihrem Vermögen mäste und in Kürze alles christliche Gut verschlingen würde, wenn er und seine Getreuen dies nicht hindern würden, er, der Erretter des Volkes, der Freund und Wohltäter der Wiener Frauen!

So ungefähr lauteten die Gespräche, welche in den einzelnen Frauengruppen gepflogen wurden. Es gab wohl unter der Menge viele Damen, welche noch niemals mit Juden verkehrt hatten, daher auch nicht von ihnen ausgebeutet werden konnten, welche die Juden nur vom Sehen und

aus den gehässigen Schlagwörtern kannten, welche in die Menge geschleudert wurden; denen wurde aber von den andern ganz klar bewiesen, daß die Juden dennoch an allen ihren Sorgen und Verlegenheiten Schuld seien. Der Mann würde heute eine höhere Rangklasse einnehmen, sie müßte nicht so ängstlich mit ihrem Haushaltungsgelde rechnen, sie könnte mehr auf ihre Garderobe verwenden, wenn es keine Juden gäbe. Den Beweis für diese Behauptungen blieben die gewandten Rednerinnen allerdings schuldig, er war ja auch nicht nötig, man glaubte ihnen ohnehin aufs Wort. Wohl gab es in der Versammlung gar manche, welchen in schwierigen Lagen von Juden in uneigennützigster Weise Hilfe angeboten wurde, oder welche einen ausgiebigen Kredit in einem jüdischen Geschäfte in Anspruch nahmen, ohne den sie sich nur sehr schwer behelfen könnten – aber tut nichts, der Jude wird verbrannt!

Die für den Beginn der Versammlung anberaumte Zeit war schon längst vorüber. Im Saale war es so lebhaft geworden, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte, man hatte im Eifer des Gespräches fast vergessen, weshalb man zusammengekommen war. Der große Saal mit den vielen Frauen glich einem aufgewühlten Meere, dessen hochgehenden Wogen in rascher Aufeinanderfolge sich überschlugen.

Endlich ertönte schrill und anhaltend ein Glockenzeichen, am Präsidententisch erschien ein Herr, der wiederholt zu sprechen versuchte; abenthalben erscholl der Ruf nach Ruhe, wodurch der Lärm womöglich noch erhöht wurde. Endlich gelang es dem Herrn am Präsidententische, sich zu folgenden Worten Gehör zu schaffen:

„Meine Damen, ich bin in der unangenehmen Lage, Ihnen anzeigen zu müssen, daß unser hochverehrter Herr Bürgermeister durch die Beratung über eine für das Wohl der Stadt höchst bedeutsame Angelegenheit verhindert wurde, der heutigen Versammlung beizuwohnen und den beabsichtigten Vortrag zu halten. Damit aber die Versammlung dennoch programmgemäß verlaufe und eine Resolution gefaßt werde, hat sich eine hochgesinnte Dame, eine Freundin des Volkes, erboten, an die verehrliche Versammlung einige Worte zu richten.“

Nur vereinzelt klang ein ermunterndes: Bravo! von den Lippen der anwesenden Frauen. Die meisten blickten sehr enttäuscht um sich. Wie sehr hatten sie sich darauf gefreut, ihr Idol einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ihn sprechen zu hören, seine Ausfälle gegen die Juden bejubeln zu können. Und statt seiner sollte eine Frauensperson sprechen, die sich über sie erheben, die mit ihrem Rednertalente, ihrer eleganten Toilette, vielleicht auch ihrem hübschen Gesichte ihnen imponieren wollte. Einzelne Rufe erhoben sich: „Wir wollen keine Frau hören, der Bürgermeister soll sprechen oder niemand!“ Aber diese Proteste wurden nicht berücksichtigt und schon stand auf der Tribüne eine junge, hübsche, höchst elegant gekleidete Dame. Mit voller weicher Stimme begrüßte sie die Versammlung. Sodann begann sie die Notlage der kleinen Bürgerfamilien zu schildern, die alle einem gemeinsamen Feinde, den Juden, zum Opfer gefallen seien. Diesen gefährlichen Feind zu bekämpfen sei die Pflicht jedes loyalen Staatsbürgers, ja sei eine Pflicht der Selbsterhaltung. Wie schön werde es sein, wenn jede ehrsame Christenfrau, statt Schulden zu machen, Ersparnisse zurücklegen werde, wenn sie zu jeder Saison mindestens ein neues Kleid bekäme, statt sich mit der vorjährigen Toilette behelfen zu müssen; wenn sie des Sommers mit ihren Kindern der sonndurchglühten, staubigen Stadtluft entfliehen und hinaus in die ozonreiche Waldluft werde ziehen können.

Die Zuhörerinnen schwelgten im voraus in dem Genusse, den ihnen die gewandte Rednerin in Aussicht stellte, und waren begierig, das Mittel zu erfahren, auf welche Weise dieses Wohlleben herzustellen sei. Und die Rednerin hielt auch zu Nutz und Frommen ihres andächtigen Publikums mit demselben nicht zurück:

„Das alles ist zu erreichen,“ rief sie im höchsten Pathos, „wenn wir alle für eine und eine für alle einstehen, wenn wir den Grundsatz aufstellen und unverbrüchlich an ihm festhalten: Emanzipiert euch von den Juden! Kauft nichts von ihnen, verkauft ihnen nichts, verkehrt nicht mit ihnen.“

Unter tosendem Beifalle und begeisterten Hochrufen hatte die Dame ihren Speech beendet. Ihre Worte waren wie Funken in ein Pulverfaß geflogen. Sie selbst aber wollte sich unbemerkt entfernen und schlich sich im allgemeinen Tumulte, von allen unbeachtet in die Garderobe, um ihren Umhang zu holen. Die Herren vom Komitee, die im Vorsaal versammelt waren, eilten bereitwilligst herbei, um ihr behilflich zu sein und sie zum Wagen zu geleiten. Gerade wollte ihr einer derselben den Arm bieten, als er von einem Fremden daran verhindert wurde, der ihn bei Seite schob und sprach:

„Meine Gemahlin werde ich selber führen!“

Ohne ein Wort der Entgegnung, totenbleich, die Zeichen lähmenden Schreckens im Angesichte, folgte – Laura Winter ihrem Gatten.

-----  
In dem Fiaker, welcher das Winter'sche Ehepaar nachhause führte, herrschte vollkommene Stille.

Laura, welche fühlte, daß sie zu weit gegangen und welche daher besorgte, daß die Entdeckung ihres unüberlegten Schrittes der Anfang vom Ende sei, suchte sich in ihrem erfinderischen Geiste eine Rechtfertigung auszudenken.

Der Bankier dagegen schwieg, weil er besorgte, daß er sich im jetzigen Momente von seiner großen Entrüstung zu allzu scharfen Worten würde hinreißen lassen, er wollte aber in der Form sich nichts vergeben, obwohl er über sein künftiges Verhältnis zu seiner Gattin sich sofort klar war. Er fühlte, zwischen ihnen beiden sei es für immer zu Ende, der Bruch lasse sich nicht länger aufhalten. Ja, so sagte er sich, er war ein Abtrünniger geworden, hatte die Geschwister und anderen Verwandten verlassen und seine Religion, in der er erzogen wurde, die seine frommen Eltern beglückt hatte, für die sie lebten und litten. Aber an einem war er nicht zum Verräter geworden: Das Volk, aus dessen Reihen er ausgetreten war, und das Mädchen seiner Liebe heimführen zu können, dieses verfolgte, geschmähte, unterdrückte Volk liebte er wie früher und suchte ihm zu nützen, wo er nur konnte. Vielleicht wollte er damit, sich selbst unbewußt, die hie und da auftauchenden Anwandlungen von Reue unterdrücken. Und jetzt mußte er mit Schmerz ansehen, daß seine eigene Frau, welche er aus dem Dunkel ihrer Armut und Dienstbarkeit hervorgezogen und der er alles geboten, was nur Reichtum und angesehene Stellung verschaffen kann, sich ohne Scheu sogar öffentlich zu seinen Todfeinden, den Antisemiten, bekannte und in deren Versammlungen gegen alle freisinnigen Ideen auftrat, welche er auf seine Fahne geschrieben hatte.

Zuhause angelangt, sah sich der Bankier wider Erwarten von seiner Frau, die sich inzwischen einen Verteidigungsplan zurechtgelegt hatte, zuerst angeredet.

„Du bist im Irrtume, Franz, wenn du vielleicht glaubst, ich hätte im Wagen aus Feigheit geschwiegen. Ich war nur so erschöpft vom anhaltenden lauten Sprechen, daß ich mich nicht entschließen konnte, mich mit dir über das alte Thema herumzustreiten.“

„Das sollst du auch jetzt nicht notwendig haben. Der Worte sind genug gewechselt, und ich werde dir deshalb nur kurz meinen Entschluß bekanntgeben. Er lautet: Scheidung.“

Laura entfärbte sich leicht, darauf war sie nicht vorbereitet gewesen. Sie hatte Vorwürfe erwartet und sich zu deren Bekämpfung im Geiste vorbereitet. Einem öffentlichen Skandal jedoch, der ihre mühsam errungene Stellung in der Gesellschaft zerstören würde, mußte unbedingt vorgebeugt werden, wenn ihr auch an einem Zusammenleben mit dem ältlichen Gatten, der dazu in letzter Zeit sich so viel gegen sie herausnahm, blutwenig lag. Darum hieß es einlenken und den Bogen nicht allzu straff spannen; sie sagte daher, indem sie eine Weichheit in den Ton ihrer Stimme legte, womit sie noch immer bei ihrem Manne durchgedrungen war: „Franz, du selber bist Schuld daran, wenn ich außer dem Hause Befriedigung für mein liebebedürftiges Herz suchte. Hättest du die Kinder, an denen mein ganzes Herz hängt, fernerhin meiner Obhut überlassen, ich hätte an keinen Verein und keinen Vortrag gedacht. Was hätte ich aber in den vielen unbeschäftigten Stunden beginnen sollen, wo sich mein Herz so stürmisch nach dem ferne weilenden Töchterchen sehnte, wo ich darnach lechzte, eine gemütliche Plauderstunde mit dem wißbegierigen Knaben zu verbringen, der sonst meinen belehrenden Worten gierig lauschte? Das Mädchen schicktest du fort von mir unter fremde Leute, wo sie mir nicht einmal ein Briefchen schreiben darf, das die Zensur der strengen Tante nicht passierte, und der Junge teilt in einem anderen Flügel des Hauses sein Zimmer mit einem mir unsympathischen Lehrer, kaum daß ich ihn einige Minuten bei Tische erblicke. Was hätte ich beginnen sollen während dieser langen öden Tage, dieser einsamen Abende, wo ich mich in Sehnsucht nach den Kindern verzehrte?“

Aber auch dieser Appell an seine Liebe zu den Kindern blieb vergebens. Der Bankier erwiderte trocken:

„Das entschuldigt dich kaum. Gegen Langeweile gibt es, namentlich für eine so intelligente Frau, ein probates Mittel: Körperliche und geistige Arbeit ist das heilkräftigste Arkanum gegen jede Art von Anfechtungen.“

„So ist es dir also Ernst mit deiner Drohung? Dann hast du mich nie geliebt!“

„Das sprichst du gegen deine Ueberzeugung. Du weißt,“ fuhr er mit bebender Stimme fort, „ich habe dich wahr und innig geliebt. Durch deine Handlungsweise ist diese Liebe Stück für Stück abgebröckelt, so daß nichts davon zurückgeblieben ist, als die Erinnerung an ehemaliges Glück. Dieser zuliebe will ich vor der Welt wenigstens den Schein aufrecht erhalten, daß wir in anständiger, wenn auch nicht glücklicher Ehe leben.“

Erleichtert atmete Laura auf. Sie glaubte schon erreicht zu haben, was sie wünschte. Dann aber fiel es ihr wieder schwer aufs Herz, als Winter beifügte:

„Da aber eine Lebensweise, wie unsere bisherige, geeignet ist, meine gewohnte, solide Geschäftsgebahrung zu untergraben, weil ich, um die Mittel für diesen kostspieligen Haushalt aufzubringen, Geschäftsmanipulationen durchführen müßte, welche den Grundsätzen meiner Firma nicht entsprechen, so wirst du dich daran gewöhnen müssen, in Zukunft mit der Hälfte des Betra-

ges, den du bisher von mir erhieltest, das Auslangen zu finden. Dies ist mein letztes Wort in dieser Sache.“

(Fortsetzung folgt.)

Ausgabe 50 vom 11.12.1903, S. 566ff

(Fortsetzung.)

VI.

Milde Frühlingsluft wehte durch die Gassen der kleinen Stadt, in welcher Elsa Winter seit mehr als einem halben Jahre bei ihrer Tante lebte. Die Sonne schien so warm, als wollte sie allen Menschen Freude bereiten, und doch sah man die Leute, welche scharenweise der auf dem Hauptplatze befindlichen Kirche zuschritten oder dieselbe verlassend sich nach allen Richtungen hin zerstreuten, mit tiefensten Mienen einhergehen. Auch die beiden, an Alter und Aussehen so grundverschiedenen weiblichen Wesen, welche, aus der Kirche tretend, den Weg in die schönste der auf den Ringplatz mündenden Gassen einschlugen, waren in ein ernstes Gespräch vertieft. Die alte Anka hatte Elsa in die Kirche begleitet und jetzt gingen sie nachhause. Es war Charfreitag, der größte Fast- und Trauertag der katholischen Christenheit. Die beiden hatten unter andächtigen Gebete der Zeremonie der Grablegung beigewohnt und die Passionsgesänge, welche den Propheten des alten Testaments entnommen sind, angehört.

Noch erfüllt von den in der Kirche auf sie geübten Eindrücken, frug Elsa ihre Begleiterin: „Was meinst du, Anka, ist es doch wahr, daß die Juden unsern Herrn gekreuzigt haben?“

„Wie kann ich das wissen, wenn Sie, ein so gescheites Fräulein, es nicht wissen?“

„Du weichst mir aus, weil meine Tante eine Jüdin ist. Aber lasse dich dadurch nicht abhalten, mir die Wahrheit zu sagen, ich bin doch eine so gute Christin, wie du selber.“

„Ja, ich weiß wirklich nicht, was ich da sagen soll. Ich denke mir aber mit meinem dummen Verstande: Haben sie es getan, so sind die Schuldigen schon längst tot und ihre Nachkommen können nichts dafür, und wenn ihnen der Erlöser verziehen hat, wie allen seinen Feinden, warum sollen wir es den unschuldigen Leuten, die damals noch gar nicht gelebt haben, nachtragen?“

„Du sprichst wie ein edler Mensch sprechen soll, aber warum lassen die Juden von ihren Feindseligkeiten gegen uns noch immer nicht ab?“

Im Tone tiefster Entrüstung erwiderte Anka: „Ich bin bei Juden seit meiner Kindheit und habe weder selbst von Feindseligkeiten etwas verspürt, noch bei andern derlei gesehen. Sie doch auch nicht, Fräulein Elsa?“

„Ich sicherlich nicht, die Tante ist so gut, sie ist eine Ausnahme. Aber das ist mir auffallend, daß die Tante heute früh weggefahren ist, um bei ihren Brüdern das Osterfest zu feiern, und mich mit dir allein hier ließ. Wer weiß, was sie dort für seltsame Feier abhalten?“

„Um Gotteswillen!“ rief Anka ganz entsetzt, „vielleicht glauben Sie gar auch, daß die Juden Christenblut brauchen.“

„Mama versicherte es mir.“

Dann ist Ihre Mama, verzeihen Sie mir, entweder eine dumme Person oder eine große Lügnerin. Also daß Sie es wissen, Fräulein Elsa: Ihre Tante hat immer das Fest hier zuhause gefeiert, und da mußte alles gründlich gesäubert, anderes Geschirr genommen und andere Speisen bereitet wer-

den, Und zum Abend hat sie eine arme Familie mit Kindern zu sich geladen, aber kein Christenblut haben sie getrunken sondern guten Wein, und haben gebetet und gesungen, so fromm und schön, daß mir altem Christenmenschen beim Anhören die Tränen über die Backen gelaufen sind.“

„Und warum geschieht dies heuer nicht?“ fragte Elsa.

„Ihretwegen, Fräulein. Sie will Ihnen weder die für einen Fremden eigentümlichen Gebräuche, noch die schwer verdaulichen Speisen aufdrängen; andere Kost aber darf nicht ins Haus kommen, so ging sie lieber selbst fort. Gott, so eine gute Seele!“

Während dieses Gespräches waren sie ins Haus gekommen. Anka legte ihren Kirchenstaat ab und begab sich in die Küche, aus der sie bald für Elsa eine schmackhafte Fastenspeise brachte. Diese lud die Alte ein, sich doch zu ihr an den Tisch zu setzen und an ihrer Mahlzeit teilzunehmen, da es ihr so allein nicht munden würde.“

Anka wurde verlegen. „Fräulein Elsa, ich werde heute nicht mittagmahlen, ich halte Fasttag.“

„Das ist doch auch Fastenspeise. Du würdest mir ja heute nichts anderes vorsetzen.“

„J Gott bewahre, um alles in der Welt nicht, aber ich esse gar nichts, ich faste vollständig.“

„Gar nichts essen? Wie hältst du das denn aus?“

„Ganz gut, Fräulein! Das habe ich bei den Juden gelernt. An dem langen Tag essen sie auch gar nichts, und nicht nur die jungen und gesunden Leute, sondern auch die alten und schwachen. Und wenn sie dann abends heimkommen aus ihrer Kirche, da sind sie so frohgemut und so glücklich, und nicht im geringsten hat's ihnen geschadet. So sagte ich mir – ich war damals noch jung und frisch: Wenn die es aushalten, da werde ich es doch auch an dem Tage können, wo mein Heiland für mich gestorben ist. So habe ich es probiert, und es ist gegangen; seither tue ich es jedes Jahr.“

„Gut, aber jetzt lege dich auf ein Stündchen zur Ruhe, ich gehe indessen in den Garten nachschauen, ob die Aurikeln schon aufgeblüht sind, um ein Feststräußchen zu pflücken. Vielleicht finde ich auch einige Veilchen.“

Während Anka ihr Schläfchen machte, saß Elsa auf der Holzbank in dem vor dem Fenster befindlichen Gärtchen und gab sich ihren Gedanken hin. Ein Zwiespalt war in der Seele des kaum fünfzehnjährigen Mädchens entstanden, über den sie vergebens hinwegzukommen sich mühte.

Warum hatte der Vater sie nur aus seinem Hause entfernt und sie hieher in ganz fremde Verhältnisse gebracht? Es fehlte ihr an nichts, sie besaß alles, was ein Mädchen ihres Alters nur wünschen konnte; gute Lehrer waren bemüht, sie in allem Wissenswerten zu unterrichten, sie lernte Musik, bildete ihr Zeichentalent aus, sie genoß häufig anregende Gesellschaft. In Begleitung ihrer Tante, welche sich in der Stadt und Umgebung großer Beliebtheit erfreute, machte sie Ausflüge zu den benachbarten Grundbesitzern, die gleichalterige Töchter besaßen, diese wurden öfters zu ihr geladen und von der Tante aufmerksam bewirtet. Sie beteiligte sich mit den Honoratiorentöchtern bei allen Vergnügungen, die hier geboten wurden. Und dennoch fühlte sie sich nicht glücklich. Sie lebte in einem jüdischen Hause und ihre Tante war Jüdin. Das vergällte ihr an allem die Freude. Zwar wurde ihr jede religiöse Uebung nicht nur erlaubt sondern sogar geboten. Die Tante sah strenge darauf, daß sie jeden Sonntag in die Messe ging, Beichte und Kommunion nicht vernachlässigte. Aber sie tat alles wie gezwungen, ohne so recht bei der Sache zu sein. Papa hatte sie vor

kurzem besucht und ihr aus der Residenz neue Frühlingstoiletten mitgebracht, aber davon, sie nachhause zu nehmen, wollte er nichts hören, so sehr sie sich auch nach Mama sehnte.

„Bleibe du nur hübsch hier,“ hatte er gesagt, „du bist hier am besten aufgehoben.“ In ihrem Aerger über diesen ablehnenden Bescheid war ihr die Frage entschlüpft, ob denn Papa sie zur Jüdin machen wolle?

Der Papa war ganz erregt geworden, und sagte: „Nein, mein Kind! Du bleibst, was du bist; man tauscht seinen Glauben nur gegen Gewissensbisse aus, und bei der Tante wirst du eine bessere Christin werden, wie du es in meinem Hause geworden wärest.“

Im Grunde konnte sie ja gegen ihre gegenwärtige Lebensweise nichts einzuwenden. Tante Amalia war so gütig, und wenn Elsa hie und da zu den einige Stunden weit entfernten Verwandten zu Besuch fuhr, wurde sie dort liebevoll aufgenommen und freundlich behandelt. Wenn nur die Tante sie auch heute mitgenommen hätte! seufzte sie. Sie waren dort alle so schön beisammen, und sie hier mit der alten Anka ganz allein. Es wurde ihr auf einmal so bange zu Mute in ihrer Einsamkeit, daß sie fast geweint hätte. Und das sollte volle neun Tage dauern!

So in ihre Gedanken versunken, hatte es Elsa nicht beachtet, daß ein Byzikle bis vor die Gartenpforte gefahren kam. Erst als sich der Radfahrer herunterschwang und ihr zurief:

„Elschen, ist die Gartenpforte offen, oder muß ich durch's Haus?“ blickte sie auf.

„Otto, du bist es!“ rief sie freudig aus. „Warte einen Moment, ich schiebe den Riegel zurück.“

Otto hatte sein Rad an den Gartenzaun gelehnt und eilte, seine Kousine zu begrüßen. Er war der Sohn des jüngeren Bruders ihres Vaters, bei welchem eben Tante Amalia zu Gaste weilte und war zu den Osterferien aus Prag, woselbst er seinen medizinischen Studien oblag, nachhause gekommen. Otto war ein prächtiger Junge von ungefähr 20 Jahren, dem die kleidsame Radfahrtracht sehr gut zu Gesichte stand, und sein hübsches volles Gesicht glühte von der Anstrengung des raschen Fahrens.

„Wie du erhitzt bist, armer Otto!“ sagte Elsa teilnehmend, ich werde dir eine Erfrischung besorgen.“

„Ich bitte blos um ein Glas Wasser.“

„Ein Student und Wasser! Wie reimt sich das?“ entgegnete das junge Mädchen neckend, „du sollst gleich Bier aus dem Keller bekommen.“

„Bitte sehr, kein Bier, ich darf es nicht trinken.“

„Warum denn?“

„Weil Bier für diese Feiertage, die heute abends beginnen, auf dem Index der verbotenen Genüsse steht.“

„Armer Otto, du darfst also wirklich nur Wasser trinken?“

„O nein,“ antwortete er lachend, auch Wein ist erlaubt, und sei versichert, ich werde mir ihn wohl munden lassen.“

„Also Wein!“ rief Elsa fröhlich aus. „Gleich sollst du welchen haben. Wünschst du roten oder weißen Wein?“

„Du liebe Unschuld,“ meinte Otto lächelnd, „du weißt ja nicht, daß ich auch den Wein nicht trinken darf, der nicht unter Aufsicht für das Fest zubereitet ist, damit ja keine Fälschung mit Spirituosen vorkomme.“

„Also darf ich dir gar nichts bieten, Otto? Und ich möchte mich doch gerne in Tantchens Abwesenheit als Hausfrau aufspielen.“

„Nichts, außer einem Plauderstündchen und einem Glas Wasser.“

Die Stunde war den beiden unter heiteren Gesprächen gar bald verflossen, und Otto rüstete sich zum Aufbruche.

„Aber bleibe noch ein wenig, mir wird hier so einsam sein, wenn du gehst.“

„Nur deinetwegen bin ich ja über Wunsch der Tante hieher gekommen, die sich nicht eher zufrieden gab, bis ich mein Stahlroß bestieg, um nach dir zu sehen. Jetzt aber muß ich fort, um rechtzeitig zum Festabend zu kommen.“

„Nimm mich mit!“ bat Elsa.

„Das geht nicht. Du hast jetzt Fasten und dann das Auferstehungsfest, da ziemt es sich nicht, daß du dem Gottesdienste fern bleibst, wie du es bei uns müßtest.“

„Du kommst doch morgen wieder her, Otto?“

„Unmöglich! Morgen und Sonntag haben wir hohe Feiertage, da darf ich nicht fahren, aber Montag, am ersten Halbfeiertage komme ich mit unserem Wagen, um dich abzuholen.“

Die Tage bis Montag verstrichen dem jungen Mädchen unter tödlicher Langeweile. Die treue Anka tat alles, um ihr die Zeit zu vertreiben, sie begleitete sie in die Kirche, woselbst sie mit ihrer neuen Toilette den Neid aller ländlichen Schönen herausforderte, ging mit ihr spazieren, aber es war vergebliche Liebesmühe. Elsa zählte die Sunden, bis Otto ankäme, um sie zu den Verwandten abzuholen.

Endlich war er da und nach flüchtigem Abschied von der alten Anka stieg Elsa rasch in den Wagen.

Das Wiedersehen mit der Tante war ein so herzliches und freudiges, als wären sie nicht drei Tage sondern ebensoviele Jahre getrennt gewesen.

„Du böse Tante!“ rief ihr Elsa zu. „Wie konntest du mich so lange allein lassen? Aber jetzt weiche ich nicht von dir, und bleibe hier so lange, bis du selbst fortfährst.“

„Wirst du auch unsere Osterkost genießen wollen?“ fragte die Tante lächelnd.

O, ich freue mich sogar darauf. Anka erzählte mir, wie lecker du sie zu bereiten verstehst. Mir wässert schon der Mund darnach.“

„Du Wildfang, du,“ sagte die Tante, „wenn du es also durchaus willst, so bleibe hier!“

## VII.

Im Hause des Bankiers Winter hatte sich eine bedeutsame Veränderung vollzogen. Unter dem Vorwande der Kränklichkeit des Hausherrn waren die großen Empfänge eingestellt worden. Nach und nach mußte sich auch Frau Laura von der Gesellschaft, in der sie bisher eine so glänzende Rolle gespielt, zurückziehen, denn wenn sie die Gastfreundschaft nicht erwidern konnte, so durfte sie selbe auch nicht annehmen. Einer wahrhaft großen Künstlerin würdig gestaltete sie ihren Abgang aus der Welt auf eine vornehme Weise. Sie spielte sich auf die hingebungsvolle Gattin heraus, welche aus Rücksicht auf den nervös reizbaren Gatten auf jede Lebensfreude verzichtete. Man bewunderte den Heroismus dieser noch immer schönen Frau und bedauerte lebhaft, daß das Winter'sche Haus nicht mehr für diese reizenden Abende offen war.

Für die ihr auferlegten Entbehrungen suchte sich Laura dadurch zu entschädigen, daß sie öfters wie bisher die antisemitischen Versammlungen besuchte, indem sie im stillen die Fäden eines Netzes spann, welches sich über den ahnungslosen Bankier zusammenziehen sollte. Langsam, aber stetig, Schritt für Schritt, ging die intrigante Frau vorwärts, dem Ziele zu, sich an ihrem Manne zu rächen.

Hatte sie darum Jugend und Schönheit, Geist und Bildung dem älteren Manne, dem Juden, geopfert, um jetzt, wo sie noch im Vollbesitze ihrer Schönheit und Lebenslust war, ein einsames Leben zu verbringen, gleich tausenden jener kleinbürgerlichen Frauen, die von der großen Welt nichts verlangen, weil sie deren Genüsse niemals kennen gelernt haben? Sie aber hatte den Kelch des Vergnügens an den Lippen gehabt, und er war ihr von böswilliger Hand entrissen worden, noch bevor sie ihren brennenden Durst nach Genuß gestillt hatte.

Wie ein Stein, ins Wasser geworfen, nicht nur die Stelle in Bewegung setzt, wo er hinfällt, sondern diese Bewegung sich einer größeren Fläche mitteilt und immer weitere Kreise zieht, die glatte Fläche des Wasserspiegels für eine längere Zeit trübend und in zitternde Bewegung versetzend, ebenso ist es mit einem verleumderischen Worte. Immer weiter dringt es, immer weitere Kreise zieht es, bis der Ausgangspunkt nicht mehr festzustellen ist. So hätte auch niemand zu sagen vermocht, woher eigentlich das Gerücht entstanden war, daß der Geisteszustand des Bankiers Winter kein normaler sei. Es war nun einmal entstanden und verbreitete sich immer weiter und weiter. Die näheren Bekannten verkehrten von da an nur in schonend-mitleidiger Weise mit dem früher allbeliebten Freunde, die sogenannte „Gesellschaft“ zog sich mit einem leisen Schauer von dem nervös überreizten ehemaligen Genossen zurück, die Geschäftswelt aber entzog ihm ihr Vertrauen. Nicht als ob jemand den Charakter oder die Ehrenfestigkeit des Bankiers in Zweifel gezogen hätte, allein wer mochte noch Geld und Geldeswert einem Manne anvertrauen, wer seine Geschäfte von ihm führen lassen, dessen Verstand nicht mehr klar genug war, die Bewegungen an der Börse zu verstehen, die Konjunkturen auszunützen, ja der in einem Anfalle von Gestörtheit sein eigenes Vermögen sowie das seiner ihm vertrauenden Klientel zu einer waghalsigen Unternehmung zu benützen fähig war?

So zog sich ein Geschäftsfreund nach dem andern von Winter zurück, das Bankhaus „Christian Hagens Nachfolger“ hatte seine dominierende Stellung in der Geschäftswelt verloren.

Da faßte Winter den raschen Entschluß, sein Geschäft zu liquidieren, und er fand eine große Beruhigung in dem Gedanken, daß er dann ausschließlich seinen Kindern in einer stillen Landstadt werde leben können. Seine Gattin blieb für seine Zukunftspläne völlig außer Betracht. Mit aller Kraft seiner Seele haßte er jene niedrige Bewegung, der sie sich hingeeben, den Antisemitismus, als den Ausbund der verwegenen Bosheit, die jemals einem Zeitalter den Stempel der Schmach aufgedrückt hatte.

Es sollte aber anders kommen, als es sich Winter vorgestellt hatte.

(Schluß folgt.)

(Schluß.)

Eines Morgens bracht man ihm seinen einzigen Sohn, die Hoffnung und den Stolz seines Lebens, in welchem er die Ideale verkörpert fand, die ihm vorgeschwebt, schwer verwundet in einem Krankenwagen ins Haus. Er hatte mit einem Studenten ein Duell gehabt, welches einen für ihn unglücklichen Ausgang genommen. Winter geberdete sich wie verzweifelt und war ganz gebrochen. Wenn sein Schmerz einer Steigerung fähig gewesen wäre, so hätte er diese erfahren, als aus den irren Reden, welche dem Kranken während der Fieberphantasien entfuhrten, zur entnehmen war, daß sein treuer Sohn im Duell die angegriffene Ehre des Vaters verteidigt hatte.

Alle ärztliche Hilfe blieb vergebens, nach wenigen Tagen stand Winter an der Bahre seines Sohnes.

Als der in dieser Zeit zum Greise gealterte Vater seinem Sohne die Augen zugedrückt hatte und sich lautstöhnend umwandte, erblickte er eine schwarzgekleidete Frauengestalt, welche, von ihm unbemerkt, während der Sterbeszene im Krankenzimmer geweilt hatte. Winter hielt sie in seiner Aufregung für die Wärterin, die zur Pflege seines Sohnes bestellt worden war, und wollte achtlos an ihr vorübergehen, doch sie vertrat ihm den Weg, indem sie vor ihm niederfiel und seine Knie umklammerte:

„Verzeihung, o Verzeihung, Franz!“ flehte sie.

Nun hatte er sie erkannt.

„Stehe auf,“ sprach er, „laß mich meines Weges gehen, der weitab von dem deinen liegt.“

„Nicht eher, bis du mir verziehen hast.“

„Ich habe dir nichts zu verzeihen. Du warst nur das Werkzeug in der Hand eines Höheren. Ich habe mit frevelhaftem Leichtsinne die Pflichten gegen meinen Gott, mein im Grabe ruhenden Eltern und meine jüngeren Geschwister verletzt, habe mich von meinem unglücklichen, verleumdeten und geschmähten Volke losgesagt. Das durfte nicht ohne Strafe bleiben, und sie hat mich ereilt. Aus Liebe zu einem Weibe habe ich gefehlt, durch den Verrat eines Weibes bin ich gestraft worden. Ich hörte auf, Jude zu sein, und mein Kind ist von Antisemitenhand gefallen, die du, du allein gegen uns bewehrt hast. Doch, wenn es zur Beruhigung deines Gewissens beiträgt, so erkläre ich, es sei dir vergeben, denn in mir lebt noch das Blut meiner Vorfahren, welche das göttliche Wort: du sollst dich nicht rächen und keinen Haß nachtragen, auf ihre Fahne geschrieben haben. Aber unter demselben Dache können wir nicht mehr leben. Der Schatten meines, von deinen Freunden und Sinnesgenossen hingemordeten Sohnes steht zwischen uns.“

## VIII.

Elsa hatte sich während der bei der Tante auf dem Lande zugebrachten Jahre zu einer vollendeten Schönheit entwickelt. Die Verhältnisse, unter denen sie lebte, hatten ihr Interesse für die Heimat abgeschwächt. Ihr guter alter Papa besuchte sie häufig, und wenn es ihr gelang, die düsteren Falten auf seiner Stirne wegzuküssen und wegzuschmeicheln, war ihr höchster Wunsch erfüllt.

Nicht mehr wie früher nahm ihre schöne Stiefmutter die erste Stelle in ihrem Herzen ein, denn mit ihrer gereiften Denkkraft, und unter dem Eindrucke alles dessen, was sie bei Tante Amalia,

ohne daß diese es sich angelegen sein ließ, sie hierüber zu bekehren, an echtjüdischem Leben vor sich gesehen, hatte das junge Mädchen längst eingesehen und erkannt, daß alle die Erzählungen von den Juden und die Warnungen, die ihr von derselben erteilt worden waren, auf Lüge basierten, und sie legte es der Mama zur Last, ihren kindlichen Sinn mit boshaften Verleumdungen vergiftet zu haben, von deren Unwahrheit sie sich, während sie unter Juden lebte, täglich mehr überzeugte.

Hatte ja schon das erste Pessachfest, das sie damals im Stammhause und inmitten der Familie ihres Vaters zubrachte, das Mißtrauen, von welchem ihre Seele beherrscht war, erschüttert.

Was aber Zeit und Erkenntnis nur langsam vollbracht hätten, das hatte ein gar mächtiger Bundesgenosse in kurzer Zeit bewirkt. Ein Gefühl, mächtiger als alles andere, was je zuvor das Herz des jungen Mädchens bewegt hatte, war in dasselbe eingezogen: Sie liebte und wurde wieder geliebt.

Sie war ein halbes Kind noch, als sie zur Tante kam und daselbst ihren Vetter, den Studenten der Medizin, Otto, kennen lernte. Sie fühlte sich zu ihm, der so einfach, ohne großsprecherische Phrasen, zu ihr sprach, seltsam hingezogen, und diese Zuneigung erstarkte im Laufe der Jahre zu wahrer Liebe, die innige Erwidierung fand.

Niemals hatten sie sich es gegenseitig gestanden, aber wenn auch unausgesprochen, war ihre Liebe dennoch eine solche, wie sie die Herzen der Menschen auf ewig aneinanderfesselt.

Doch zwischen ihnen bestand eine Schranke, die nur sehr schwer zu beseitigen war, – ihr verschiedenes Glaubensbekenntnis. Otto Winter war anders geartet, als sein Oheim, welcher irdischer Liebe wegen seine religiöse Ueberzeugung preisgegeben hatte. Er war trotz seiner Jugend ein strenggläubiger Jude und wollte als solcher leben und sterben. Das wußte Elsa gut, und sie betrachtete ihre Liebe, wenn sie dieselbe auch erwidert wußte, als eine hoffnungslose.

Da traf das Schreckliche ein. Egon hatte in einer Gesellschaft seiner Kommilitonen eines mißliebige Aeußerung über den Geisteszustand seines Vaters vernommen, die er mit aller Entschiedenheit und vielleicht in etwas zu derben Ausdrücken zurückwies. Der andere ließ sich das nicht gefallen und nannte ihn eine Judenbrut. Diese Schlacht durfte Egon nicht auf sich sitzen lassen, das forderte Blut, und es floß Blut, sein eigenes Herzblut.

-----  
Nach der Beerdigung seines Sohnes kam Franz Winter zu seiner Schwester und sprach die Absicht aus, nebst seiner Tochter bei ihr seinen dauernden Aufenthalt zu nehmen.

Auf Elsa hatte der Tod ihres einzigen Bruders einen gewaltigen Eindruck hervorgebracht, trotzdem sie demselben in den letzten Jahren nicht recht nahe gestanden war.

Es konnte nicht fehlen, daß sie durch die wiederholten Gespräche des Vaters mit der Tante Aufklärung über die ihr solange rätselhaft gewesenen Vorgänge der letzten Jahre, über ihre Entfernung aus dem Vaterhause und alles, was damit zusammenhing, erhielt, und nebst dem Schmerz über den Tod des Bruders und über den tiefen Gram, dem sich der geliebte Vater deshalb hingab, war es tiefe Beschämung, die sie wegen ihrer vieljährigen Vorurteile gegen die Juden erfüllte. Ihrer Stiefmutter verzieh sie um der wirklichen Liebe willen, welche diese ihr bewiesen, das Unheil, das dieselbe über den Vater gebracht, allein jede persönliche Annäherung, um welche Laura wiederholt bat, wies sie auch in der Folge beharrlich zurück.

Auf die erhaltene Nachricht von dem Trauerfalle war Otto, der in Prag an einer größeren Heilanstalt praktizierte, nachhause gereist, um den Oheim und Elsa zu trösten. Bei dieser Gelegenheit kam es zwischen den jungen Leuten zu einer Aussprache, und Elsa erklärte zugleich ihrem Vetter, daß es ihr unwiderruflicher Entschluß sei, zum Judentume, das ihr lieb geworden, überzutreten. Diesem Entschlusse blieb sie treu, und ein Jahr nach dem Tode Egons führte sie ihn aus.

„So wird,“ sagte sie, unter Tränen lächelnd, zu ihrem Vater, „deine Tochter deutlich genug an den Tag legen, daß die Lehren des Hasses und der Verfolgung bei ihr nicht allzutiefe Wurzel gefaßt hatten.“

Franz Winter nahm an diesem Glaubenswechsel nicht teil. Er hatte ohnehin, wie er sagte, mit dem Leben abgeschlossen, und wollte nach seinem Tode in der Hagen'schen Familiengruft, an der Seite der geliebten ersten Gattin und des einzigen Sohnes, ruhen.

Als Doktor Otto Winter seine medizinische Ausbildung für beendet betrachtete, siedelte er sich in seiner Heimat als praktischer Arzt an, worauf seine Verbindung mit Elsa stattfand. Diese war wohl keine Salondame geworden, zu welcher sie Laura hatte heranbilden wollen, aber sie fühlte sich glücklich als Frau eines in seinem mühseligen Berufe aufgehenden Landarztes, den sie in seinem Bestreben, nach Möglichkeit Gutes zu tun, treulich unterstützte.